

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 18 (1914)

Artikel: Kriegsgedichte, 2. Reihe

Autor: Hänggi, Karl / Zimmermann, Arthur / Kürsteiner, Margrit

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575410>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

spezifizieren, das zumal in einigen humoristischen Partien recht gezwungen klingt, könnte leichtlich verstimmen.

Fernab von den phantastisch-romantischen Gefilden des Hardungischen Lustspiels steht Otto Hinnerks Komödie „Ehrsam und Genossen“ (*). Dort unbeschränkte Lust am Fabulieren, ein freies Schwärmen lieblicher Gefühle, hier ein Verharren im Wirklichen, eine trotz dem alles umkleidenden Humor unerbittliche Zeichnung menschlicher Verderbnis. In Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, „in einem Herzogtum, in dem Maitressen und Künstlingswirtschaft in höchster Blüte stehen“, spielt die Diebstkomödie. Alles ist korrumptiert vom Minister bis zum elendesten Schankwirt, eine geheime Stehler- und Hehlerbande beunruhigt die Residenz, und nie kann einer der Gesellen gefasst werden, da die Polizei mit ihnen gemeinfame Sache macht. Das Haupt der Bande ist der biedere Bürger Joachim Ehrsam. Niemand weiß es, nicht einmal die Mitglieder der Bande, keiner hat noch sein Antlitz gesehen; denn er gibt seine Befehle durch Mittelpersonen an die ausführenden Organe, die blindlings gehorchen, auch die Zunft der Spitzbuben hat ihre Ehre und ihre Gesetze. Aber eines Tages fällt die allmächtige Maitresse des Fürsten in Ungnade, und mit ihr stürzt der Minister; „oben“ ist man alt und moralisch geworden, und mit eisernem Befehl soll die faule Wirtschaft ausgefegt werden. Das ist die Vorgeschichte, die Basis, aus der Hinnerk seine Komödie entwirkt. Bereits hat der herzogliche Kommissär sein Amt angetreten, der Polizeimeister ist in tausend Aengsten; es gilt, den Verdacht der Mittäterschaft von der Polizei abzulenken, und zu diesem Zwecke muß einer gefunden werden, der bei einem ad hoc arrangierten Diebstahl erwischt wird. Dazu ist ein „Neuer“, ein Zugereister gerade recht, ein Kerl, frei und fröh-

*) Heidelberg, Saturnverlag Hermann Meister.

lich wie der Vogel in der Luft und dem Stehlen und Ehrlich sein gleich leicht fällt. Aber der findet bei dem ihm aufgetragenen Probestück sein Schätzchen, das ist die verwitwete Schwiegertochter des Bürgers Ehrsam; seine Gaunerchlaubheit und Kombinationsgabe lassen ihn den Schwindel durchschauen, er zieht es vor, Küsse statt Geldsäcke zu stehlen, und so wächst aus der Gaunerlei das Glück zweier Liebenden. Ehrsam und Genossen ereilt das verdiente Schicksal. Nichts ist in dieser Komödie von außen hineingetragen, weder hat unnötiges Beiwerk die theatralische Wirkung hervorzubringen, noch sind die Situationen künstlich zugespielt, die Dinge entwickeln sich aus sich selbst. Und wenn im schwierigsten Moment das Bett unter den Liebenden zusammenbricht, so ist das ein lustiges Stück Theater, wie es sich jeder Komödiendichter ungestraft gestatten darf. Knapp und auf das Notwendigste beschränkt ist der Dialog, voll Leben und Unmittelbarkeit. Mit scharfen Strichen sind die Gestalten gezeichnet: da ist der Bürger Ehrsam, ein Schurke durch und durch, der aber, so wird angedeutet, von „Höheren“ auf die Bahn des Verbrechens gedrängt wurde und furchtbar unter dem Bewußtsein seiner Schuld leidet. Immer glaubt er die Augen seines toten Sohnes auf sich gerichtet: „Mit einem Lebenden kann man reden, Tote schauen bloß, stehen vorwurfsvoll in der Ecke und schütteln den Kopf.“ Gutes und Böses mischt sich in ihm, eine wahrhaft tragische Gestalt. Da ist ferner die Schwiegertochter, die sich in plötzlich ausbrechender Lebenslust dem lustigen Diebsgesellen an den Kopf wirft, die habgierige Mutter mit der zweifelhaften Vergangenheit, da sind alle die Nebenfiguren, von denen nicht eine ein gleichgültiges oder konventionelles Gesicht zeigt. So ist das Werk eine Charakterkomödie im besten Sinne des Worts, und die Theater sollten nicht achtlos an ihm vorübergehen.

(Schluß folgt).

Aus dem Felde.

Zu einer Kunstbeilage und zwei Abbildungen im Text (S. 528 f.).

Bahntransport.

Den Zürcher Soldaten war's nach der Mobilisation in ihrem Heimatkanton nicht recht wohl. „Wann geht's an die Grenze?“ war die brennendste Frage der ersten Tage. Da plötzlich wurde zum Abmarsch geblasen, bei Nacht und Nebel ging's weg zur Verladung. Der Platz war klein, aber was fragten die müden Knochen darnach? Und als wir uns nach der Einholung des versäumten Schlafes die Augen ausrießen, da tanzten an den Fenstern unserer Riesen Schlange schon die Strohdächer des Järgaus vorüber. Die Pfeifchen wurden gestopft, und mit dem bläulichen Duft schlüpfte manch frohes und ernstes Lied hinaus in den jungen Sommermorgen. Da und dort wurde angehalten, und weil der Wagen nicht verlassen werden durfte, füllten sich die Fensterrahmen mit frohen Gesichtern. Und ging es auch einer ernsten, ungewissen Zeit entgegen, so siegte doch der unsterbliche Soldatenhumor, die Freude über das Neue, noch nie Erlebte.

Das Geripp im Schützengraben.

Wir lagen an der Grenze und hörten fast andächtig dem ununterbrochenen Kanonendonner zu. Eine bestimmte Anzahl Soldaten hatte sich im Schützengraben aufzuhalten. An den Donner gewöhnte man sich, und einer unserer Kerle fand ihn

in so schützender Entfernung, daß er sein Gewehr mit gutem Gewissen eine Zeit lang mit dem Modellierstäbchen vertauschte. Bald hatten wir Gelegenheit, sein opus Nr. 1 zu bewundern, an dem höchstens noch von medizinischer Seite etwas auszusehen wäre. Einer meinte, nun könne man, ohne in die Schlacht zu kommen, im Schützengraben das Gruseln lernen.

Morgenstimmung an der Grenze.

Kühl war die Nacht, und eng schmiegte man sich ums wärmende Wachtfeuer. Wohlige Stiegen einem das duftende Harz und der Qualm des heimatlichen Knäfers in die Nase. Ganz unvermerkt begrüßte einen der Tag, der über den träge dahinschleichenden Morgen Nebeln aufblitzte. Da und dort trock einer aus dem Wigwam, um sich zur Ablösung zu rüsten. Man sammelt sich ums verglimmende Feuer, man reinigt die Waffen, und man träumt noch ein wenig von der Heimat, von seinen Lieben, die man bei der strengen Arbeit und der drückenden Sonne von gestern heinrich vergessen. Keine lauten Kommandos: sie könnten den eigenartigen Zauber dieses Morgens zerstören. Still tut jeder seine Pflicht. Ist es nicht eine eigenartige Melodie, die in unserm Bilde erzittert? Ich glaube, ein gewisses Heimweh wird uns beschleichen, wenn wir es in späten Tagen wieder hervornehmen.

B.

Kriegsgedichte, 2. Reihe.

Sternesleben

Taujende wohl in Nähern und Fernen
Heben die Hände jetzt zu den Sternen,
Slehen in Angst und Finsternissen,
Frierend am Weg, auf nassem Kissen,
Slehen vereinsamt oder zu zweien,
Still beim Altar, bei Schmerzeschreien:

Um ein helleres, besseres Leben,
Voll Gelingen und tief durch Geben —
Um den Tod, der ohne zu ringen
Wehre des Alltags Hammerschwingen —
Leis hebt in dem hohen Festen und Funkeln
Ein wenig Licht und verrinnt im Dunkeln.

Helene Siegler, Zürich.



DIE SCHWEIZ
1925

DRELLFÜSSL

Morgenstimmung an der Grenze.
Nach photographischer Aufnahme von Lieutenant V. Keller, Kp. I/98.

Europa!

Europa schläft schon jahrelang,
Und wissensbang
Brütet die Lust.
Da horch! Wer ruft?
„Wach auf, wach auf!

Ich sprenge das Tor!“
Es brauset, es brandet
Ein Schicksal empor!
Schon züngelt die erste Welle
Über die faulige Schwelle.

Es schäumt, es flutet heiß und rot:
Ich bin der Tod, der große Tod!
Ich reiß euch die blutigen Pfade
Empor zu Gottes Gnade!

Es wächst ein Schicksal, mächtig groß!
Ob lang auch die Karve Europa schwieg,
Heut zeigt sie die echte Fraze, den Krieg.
Jetzt hecken sie alle Teufel los:
Das geht auf uns, uns alle!

Kein Raum für neidische Kleinlichkeit!
Der Sturm hat sie hinweggerafft;
Jetzt sind wir nur noch eine Kraft,
Und unser Feuer lodert weit:
Da stehen wir, wir alle!

Weh dir, Europa, wir sind erwacht!
Wir feilschen nicht um das bisschen Ruhm!
Wir opfern und ringen und wissen warum!
Unsere heiligen Flammen durchzucken die Nacht:
Jetzt kommen wir, wir alle!

Margrit Kürsteiner, St. Gallen.

Gefunden

Des Krieges Woge trug mich aus der Fremde her,
Und fremd betrat ich schen die Heimat wieder,
Fand Rast, unsterter Flüchtling ohne Dach und Grund,
An fremdem Herde für die müden Glieder.

Es rief auch hier das Kriegshorn ehern durch das Land;
Vom Schritt und Tritt erdröhnten dumpf die Gassen.
Das war mein Volk, das ernst und eins dem Ruf gefolgt,
Und ich schritt mit im Taft geeinter Massen.

Und stand, wo es an Grenz und Marken stand,
Zu wehren dieses Weltbrands wilden Flammen.
Dort war, im Lager und in Nächten stiller Wacht,
Und wo zu Werk und Liedern wir zusammen,

Wo es mir klang aus Worten, die ich nie gehört,
Mir sang in Liedern, die mir nie gesungen,
Wie meine Heimat ist, was ihrer Väter Art!
Und tief im Herzen hat es freudig mitgeklungen.

Nun weiß ich, was mir in der Fremde lang gefehlt,
Was mir gefehlt dort in den besten Stunden:
Ich habe Heimatstolz und freie Väterart
Mir wieder in der Zeiten Not gefunden.

Karl Hänggi, Basel.

Nach der Schlacht

Verhallt ist der heiße, der wilde Kampf,
Das Gewoge der Schlacht und das Röhrgestampf —
Noch schwelt ob der Ebne der Pulverdampf.

Das tobte daher mit Hossa und Hei,
Mit Kanonengebrüll und Hurraschrei,
Wie die wilde Jagd, und raste vorbei!

Nun neigt sich der Tag, die Nacht bricht herein,
Die Bäume und Sträucher im Dämmerlicht,
Sie hüllen in graue Nebel sich ein.

In tiefem Dunkel ruht rings das Land —
Ganz fern blos erscheint die schwarze Wand
Des Himmels gerötet von nächtlichem Brand.

Kein Laut, kein Ton mehr ob weiter Flur,
Erlöschen des Lebens letzte Spur —
Verloren ein Pferdewiehern nur!

Es liegen die Toten, ein stummes Heer,
In Aeckern und Wiesen, kreuz und quer
Wie frisch geschnittene Garben umher.

Und mancher, dem noch beim Morgenrot
Das warne Leben die Altern durchloht,
Hebt lauschend den Kopf in letzter Not.

Ist's der Wind nur im Gras, was ins Ohr ihm dringt?
Ist's eine Siegesfanfare, die klingt?
Ist's ein Lied aus der Heimat, sehnsuchtsbeschwingt?

Die Sterne flimmern in seltener Pracht,
Der Mond steigt über die Wälder sacht
Und hält ob Toten und Lebenden Wacht.

Arthur Zimmermann, Zürich.

Mutter, du sollst nicht weinen!

Mutter, du sollst nicht weinen,
Banger Gedanken Raub,
Mich suchend im Grausen der Schlachten —
Traum ist das Leben! Tod verschont keinen:
Alles ward Staub!

Mutter, du sollst nicht weinen!
Ward ich auch ferne von dir
Zur ewigen Ruhe gesenkt —
Mutter, dieselben Sterne scheinen
Dir ja und mir!

... Mutter ... du sollst nicht weinen ...

Mutter, du sollst nicht weinen,
Auch nicht in heimlicher Nacht —
Stört meine Ruh jede Träne —
Darfst nicht das freudige Opfer verkleinen,
Das ich gebracht!

Mutter, du sollst nicht weinen!
Wenn jubelnd der Glocken Erz
Sieg hält, so lächle: „Mein Sohn
Halt es erstreiken, Blut von dem meinen!
Stolz ist mein Herz!“

Elisabeth Görres, Quedlinburg a. Harz.

Dem dem Leben gilt dies Sterben

Bruder, muß im Schicksalwalten
Auch verlöschen unser Leben,
Unser Denken, unser Streben
Wird vom Tod nicht festgehalten.

Denn dem Leben gilt dies Sterben;
Herrlicher muß es erblühen,
Klarer seine Kraft erglühen
Nach der Not und dem Verderben.

Wenn sich dir die Wimper feuchtet,
Däß wir unser Blut vergießen,
Bruder, eine Saat wird sprrießen,
Aus der unser Sterben leuchtet.

Johanna Siebel, Zürich.

Gottfried Mind (1768–1814*).

Mit Bildnis des Künstlers und zwei Reproduktionen.

Wenn wir Umschau halten unter den Malerpoeten, die um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts die ausklingende Romantik in klassizistische Bahnen zu leiten versuchten, so finden wir auch auf helvetischem Gebiete eine Anzahl auffallend begabter Künstler, die im Kampfe mit der äußeren Not und im Ringen mit den nach Gestaltung drängenden seelischen Kräften zuweilen ein vergessenes und oft recht eigenwilliges Sonderdasein führten. Zu diesen Stilen im Lande gehörte Gottfried Mind. Am verflossenen 7. November waren es hundert Jahre, seitdem dieser an irdischen Glücksgütern so arme, durch seine innere Zufriedenheit jedoch manchem Größern überlegene Künstlerjünger die Augen zum ewigen Schloß geschlossen hat.

Bei den spärlich liegenden biographischen Nachrichten ist es fast unmöglich, in diesem ohnehin dürftigen Künstlerleben etwas Bedeutungsvolles herauszufinden. Geboren 1768 zu Bern als Sohn eines armen, aus Ungarn eingewanderten Formschneiders, wuchs der physisch und geistig schwach entwickelte Knabe mehr in der Zwanglosigkeit der freien Natur als unter der erzieherischen Obhut fürsorglicher Eltern auf, bis der die Umgebung Berns bereisende deutsche Landschaftsmaler Legel sein zeichnerisches Talent entdeckte und ihm die erste Anleitung zum künstlerischen Sehen zuteil werden ließ. Allein der Vater hielt ihn des Verdienstes wegen zum Holzschneiden an, sodaß Gottfried seine geliebten Ziegen, Schafe und Ratten zunächst nicht aufs Papier, sondern in plastische Formen zwang. Achtjährig, wurde er in Pestalozzis Erziehungsanstalt Neuenhof untergebracht, wofelbst der als ganz minderwertig taxierte Knabe in allen Fächern versagte. Umsomehr

erwartete in ihm die eigentliche Begabung. „Zeichnen ist seine ganze Arbeit,“ lautete der Bericht des Schulvorstandes. So eröffnete sich dem außerhalb seiner eigenen Anlagen in merkwürdiger Unbildsamkeit verharrenden Jungen ein seiner Natur angemessenes Wirkungsfeld erst, als ihn der Berner Genremaler Sigmund Freudenberg (**) zu sich ins Haus und in die Lehre nahm. Seinem Meister in mancher Beziehung überlegen, blieb er doch stets fort von diesem abhängig. Seinem natürlichen Schöpfungstrieb mußte er zuweilen Gewalt antun mit Rücksicht auf die vorgeschriebenen Arbeiten, die er seinem Lehrer schuldete. Erst nach Freudenbergers Tod wagte es Mind, seiner eigenen Erfindungsgabe freien Lauf zu lassen. Die Witwe seines Meisters, die es verstand, sein Talent auch weiterhin für ihre Handelszwecke auszunützen, wachte sorgfältig darüber, daß ihn kein Aufmerksam aus der eintönigen Umgebung herausriß. Mind in seiner glücklichen Beschränktheit ließ das alles in Ruhe über sich ergehen; denn ihm genügte die Gesellschaft seiner Ratten, die er ständig um sich hatte und die in allen möglichen Positionen zu porträtieren er nie müde wurde. So vermochte dieses ärmliche und auf seltsame Weise

belebte Milieu selbst einen Glückschimmer um seine Person zu weben. Nur was er mit dem Zeichenstift festgehalten hat, das galt ihm als ein wirklich Erlebtes. Vom wahren und vielfältigen Leben seiner Zeit hat sein weltabgewandter Sinn kaum etwas verspürt. Ein Brustleiden befreite ihn am 7. No-

*) Vgl. über den „Rattenraffael“ auch „Die Schweiz“ XI 1907, 57/64 (mit dreizehn Abbildungen).

**) Vgl. „Die Schweiz“ XV 1911, 140/41, 148/49.



Gottfried Mind (1768–1814).

Nach Stich von J. Heinrich Lips (1758–1817).